

Angst und Wut im Internet als Entfesselung der Impulse durch die Moderne

Jan Kalbitzer

Das Internet mit seinen vielen verschiedenen und ständig neuen Erscheinungsformen hat das menschliche Denken nachhaltig verändert. Es erlaubt uns, in Sekundenschnelle auf Informationen aus aller Welt zuzugreifen, die innerhalb kürzester Zeit vom Gehirn verarbeitet werden müssen. Und weil nicht nur die Masse der Informationen, sondern auch die Anzahl der Informationsquellen zugenommen hat, muss das Gehirn auch sehr viel mehr Arbeit auf die Abschätzung der Relevanz und Verlässlichkeit von Informationen verwenden. Diese Entwicklung bereitet nicht nur den Individuen Schwierigkeiten, sie wird auch für gesellschaftliche Probleme verantwortlich gemacht, etwa für die Verbreitung extremer politischer Überzeugungen oder hasserfüllte Kommunikation.

Die meisten Lösungsvorschläge zielen auf eine Verbesserung der menschlichen Verstandesleistung. Rationaler solle man werden und sich nicht von Gefühlen leiten lassen, um nicht verführbar zu sein durch Fake News und Propaganda. Aber dieser Vorstellung liegt eine Fehleinschätzung zugrunde: Viel mehr als einer Schärfung des Denkens bedarf es eines anderen Umgangs mit Emotionen. Denn die positive Kraft der Rationalität wird häufig überschätzt. Allzu oft nämlich erliegt das kognitive Denken der Verführung, die Argumente im Sinne dessen zu ent-

wickeln, was vertraut und dadurch intuitiv richtig erscheint. Und nur selten gelingt es, die objektiv richtigen Argumente gegenüber denen zu bevorzugen, die zielführend sind. Wir setzen im Gespräch lieber auf die Argumente, mit denen wir unser Gegenüber von der eigenen Meinung überzeugen können. Und geben uns selbst der Illusion hin, wir könnten eine Fragestellung allein durch Denken lösen, ohne uns dabei von Gefühlen leiten zu lassen.

Natürlich kann uns rationales Denken dabei helfen, Probleme zu lösen. Oft genug aber führt intensives Nachdenken nicht weiter. Die meisten Menschen, die sich in psychotherapeutische Behandlung begeben, erklären: »Ich denke die ganze Zeit nach und weiß eigentlich ganz genau, was ich anders machen muss. Aber ich schaffe es trotzdem nicht, mein Verhalten zu ändern.« Das hat einen einfachen Grund: Menschen brauchen Gefühle als Motivation für Verhalten und Verhaltensänderung. Gefühle bringen die Dinge in Bewegung und lassen der Einsicht eine Verhaltensänderung folgen. Sie können uns aber auch in einer Diskussion für die Argumente der anderen öffnen. Erst beim Austausch authentisch vorgetragener Argumente entsteht Mitgefühl.

Die zunehmende Idealisierung des rationalen Denkens in der Diskussion über den Umgang mit dem Internet führt hingegen in einen Teufelskreis. Die Idealisierung des Rationalen trägt zu einer weiteren Entfremdung bei, wo es doch darauf ankäme, die komplexen Situationen moderner Kommunikation besser zu verstehen und angemessen einzuordnen. So entstehen als Reaktion auf Missstände ein allgemeines Unbehagen, das keine Richtung findet, diffuse Angst oder hilflose Frustration. Allein gelassen mit diesem Unbehagen, wenden sich die Menschen oft Scharlatanen zu, die ihnen Angst vor dem und Wut auf das Neue, *auf die Technologie an sich* als Ausweg anbieten – und so einen echten Lösungsweg zu einem besseren Umgang mit dem Neuen verbauen, das unweigerlich Teil der Lebensrealität aller Menschen wird.

Dabei sind Aussagen darüber, ob das Internet gut oder schlecht, hilfreich oder schädlich ist, schlicht unmöglich. Das Internet verändert sich permanent, und Menschen verändern sich auch. Man hat sich an die eine Erscheinungsform gewöhnt und verteufelt die andere, die einem unbekannt erscheint. War es anfänglich der bloße Anschluss an das Internet, der die Mahner und Warner auf den Plan rief, sind es nun die Smartgeräte, die streng genommen auch ohne Internetverbindung zu bizarr anmutendem Verhalten führen können. Die Frage nach der Gewöhnung ist dabei ausschlaggebend. Seit Beginn der *Moderne* brechen immer wieder epidemieartig Symptome der psychischen Erschöpfung über die westlichen Gesellschaften herein. Sie sind deshalb nur schwer auf einzelne technologische Entwicklungsschritte zurückzuführen: Sind die Städte schuld an ihnen? Die Möglichkeiten, sich immer schneller von einem Ort zum anderen zu bewegen? Oder doch die Veränderungen in der Kommunikation, die zur Überlastung der psychischen Kapazitäten und damit zu Überforderung führen?

Bei sich so schnell wandelnden Technologien wie dem Internet können Wissenschaftler der Frage nach den Auswirkungen auf die Psyche des Individuums mit einem klassischen Studiendesign meist nur hinterherlaufen. Untersucht werden muss vielmehr der Gesamtprozess: der Zerfall von Gewissheiten, Ritualen und Traditionen durch den Fortschritt und die Frage, wie neue Stabilität geschaffen werden kann in Anbetracht der allgemein zunehmenden Geschwindigkeit. Es muss die Frage gestellt werden, ob man sich bei dem Tempo, das unser soziales Leben mittlerweile aufgenommen hat, überhaupt noch an das Neue gewöhnen kann, oder ob nicht der permanente Impuls, nach immer mehr und immer Größerem zu streben, an sich überwunden werden sollte. Denn dieser Impuls des evolutionären Kampfes um das Überleben der eigenen Sippe gegen die anderen hat im Zuge der Globalisierung eine neue Dynamik gewonnen und bedroht nun zunehmend die gesamte Menschheit.

Die Globalisierung, die durch das Internet zweifelsohne katalysiert wird, hat den Menschen den Halt durch Traditionen und Rituale genommen, die im Zusammenleben auf engerem Raum Impulse regulieren.

Die globale Entfesselung des Impulses zum Wettkampf führt dazu, dass Teile der Weltbevölkerung ihr Leben unter desaströsen Bedingungen fristen, während in einigen westlichen Ländern immer mehr Menschen in einem solchen Überfluss leben, dass sie viel Zeit damit verbringen, sich mit Sinnfragen und Konsumentscheidungen zu beschäftigen. Weil sie befürchten, ihr Lebensstil könne in Gefahr sein, verfallen sie in einen Modus aus Angst und Aggressionen, der zunehmend die freien, demokratischen Gesellschaften bedroht. Dabei spielen die Auswirkungen der Kommunikation über das Internet auf die Gefühle der Menschen eine wichtige Rolle. Unter den vielen möglichen Reaktionen auf die Umwelt lassen sich zwei sehr alte Grundmuster ausmachen – Extreme des Kontinuums normalen menschlichen Verhaltens, die den Rahmen menschlicher Kommunikation in kleineren und größeren Gruppen bilden. Diese Muster zu erkennen kann dabei helfen, ein besseres Verhältnis zur Technologie des Internets zu finden. Es kann uns dabei unterstützen, Autonomie zu bewahren und nicht Sklave der eigenen Impulse zu werden.

Auf der einen Seite steht ein eher tolerantes Verhalten: Wer die Umwelt – zu Recht oder zu Unrecht – als *sicher* empfindet, wird tendenziell gelassener. Er konzentriert sich auf seine direkte Umgebung und kümmert sich nicht so sehr darum, welche »äußeren« Kriterien soziale Interaktionspartner erfüllen, solange sie freundlich gesinnt sind und kein akuter Grund besteht, sich von ihnen bedroht zu fühlen. In diesem gelassenen Modus werden die Menschen um einen herum weniger anhand grober äußerer Merkmale kategorisiert wie dem Geschlecht, dem Alter, der Hautfarbe oder der Sprache. Stattdessen wird das Gegenüber entsprechend seiner individuellen Eigenheiten und sei-

nes aktuellen Verhaltens eingeschätzt; und auch das eigene Verhalten in Reaktion auf die anderen fällt differenzierter aus.

Empfindet man die Umwelt jedoch als bedrohlich, weil man sich zum Beispiel gezwungen sieht, mit anderen Menschen um knappe Ressourcen zu konkurrieren, ändert sich das Verhalten, und es zeigt sich ein gegensätzliches Muster. Die Aufmerksamkeit richtet sich nun nicht mehr so sehr auf die Dinge im direkten Umfeld, sondern schweift umher, immer bereit, auch kleinste, unspezifische Reize zu registrieren, damit einem auch ja keine potenzielle Bedrohung entgeht. Die Reaktionen auf diese Reize fallen deutlich weniger differenziert aus. Sie richten sich nach einem Schwarz-Weiß-Schema – es zählt nur noch die Unterscheidung in Freund oder Feind. Auf alles, was fremd erscheint, wird mit Ablehnung reagiert. Zudem konzentrieren sich Menschen in diesem Modus vorwiegend auf ihre unmittelbaren Bedürfnisse. Sie streiten sich häufig wegen Kleinigkeiten, weil im Impuls der Wut die langfristigen Folgen weniger wichtig erscheinen. Das kann in der Tat ein überlebensnotwendiges Verhaltensmuster sein, wenn man sich wirklich in einer bedrohlichen Situation befindet. Wird die Umwelt jedoch fälschlicherweise als bedrohlich eingeschätzt, und das auch noch von vielen Menschen gleichzeitig, kann dieser Modus eine enorme Gefahr darstellen. Das erleben wir aktuell bei der Kommunikation im Internet.

Das Besondere an den Menschen ist, dass sie den Verhaltensmustern der Evolution nicht hilflos ausgeliefert sind. Sie haben die Fähigkeit, innere Distanz zu Dingen einzunehmen und sie zu reflektieren. Aus dieser Haltung heraus können sie entscheiden, wie sie sich verhalten wollen. Häufig wird diese Fähigkeit als rationales Handeln bezeichnet, aber der Begriff ist irreführend. Die Fähigkeit, nicht unmittelbar seinen Impulsen zu folgen, hat nicht primär etwas mit Ratio zu tun. Vielmehr muss man zunächst einmal dazu in der Lage sein, nicht unmittelbar zu reagieren, sondern Gefühle und Handlungsimpulse auszu-

halten, die als Reaktion auf die Reize aus der Umwelt, insbesondere das Verhalten anderer, entstehen. Man muss dazu fähig sein, die kurz- und langfristigen Konsequenzen der verschiedenen Impulse abzuwägen, und zwar nicht nur gedanklich, sondern auch emotional, indem man sich verschiedene Reaktionsmuster vorstellt und die Gefühle zulässt, die durch diese Vorstellungen hervorgerufen werden. Aber dieser Prozess braucht Zeit, denn Gefühle lassen sich nicht in derselben Geschwindigkeit *durchspielen* wie Gedanken. Nicht das Sich-Gedanken-Machen strengt an, sondern das Aushalten der dabei aufkommenden Gefühle.

Die Fähigkeit des Aushaltens, während man nicht nur gedanklich, sondern auch emotional verschiedene Optionen gegeneinander abwägt, brauchen wir heute dringender als reines, emotionsloses Denken. Im psychiatrischen Jargon nennt man diese Fähigkeit »Containment«: Je größer der innere »Container« ist, in dem Gefühle, Widersprüche und Ungewissheiten aufgenommen und so ausgehalten werden können, desto ausgeprägter ist die Fähigkeit, bedacht zu handeln. Schöner noch als das Fachwort ist der verwandte, psychiatrisch weniger gebräuchliche Begriff der »Contentance«, der eine Haltung von Bescheidenheit und Selbstbeherrschung vereint. In Bezug auf das Internet ist Contentance nicht nur direkten Nutzern anzuempfehlen, sondern auch denen, die die heranwachsende Nutzergeneration erziehen. Sie sollten sich durch die vorherrschend apokalyptische Ratgeberliteratur nicht irremachen lassen.

Contentance bedeutet nicht, dass keine Wut entstehen darf. Man kann sich darüber aufregen, dass es privaten Unternehmen überlassen bleibt, im öffentlichen Raum der sozialen Medien über kulturelle Normen und Regeln zu entscheiden; dass Konzerne festlegen, was freie Meinungsäußerung und was eine inakzeptable Beleidigung ist, was Kunst ist und was als zu anstößig zensiert wird; dass sie Menschen eine Plattform bieten, die aus Gier nach Macht, Aufmerksamkeit oder materiellem Gewinn gegen Minderheiten hetzen – Menschen, die Lügen verbreiten

und die gemeinsame Übereinkunft von Realität, die sich an Tatsachen und Fakten orientiert, mit Verschwörungstheorien angreifen, um sich selbst durch die Zerstörung von allgemeinen Normen einen Vorteil zu verschaffen. Das Geschäftsmodell dieser Unternehmen, die so etwas eine Plattform bieten, besteht oft gerade darin, dass Menschen ihre Selbstbeherrschung verlieren und sich ihren Impulsen hingeben.

Vielleicht ist es genau deshalb so schwer, Werte wie Respekt und Toleranz im öffentlichen Raum des Internets zu stärken. In dem Verlangen, dass die eigenen Beiträge von anderen angeschaut, geliket und von möglichst vielen angeklickt werden, finden das kommerzielle Interesse der Unternehmen und das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit wichtiger gesellschaftlicher Akteure auf fatale Weise zusammen. Insofern ist es falsch, bei der Suche nach Strategien für den Umgang mit dem Internet den Fokus auf Probleme wie die Sucht nach Technik zu richten, wie es viele Wissenschaftler tun. Viel größere Probleme sind die Hab- und die Geltungssucht, die schon immer Gift für die Gesellschaft waren, für die nun aber das Internet ein Katalysator zu sein scheint. Aber es lässt sich etwas gegen sie unternehmen: Während in der Erziehung der Kinder die Eltern in der Pflicht stehen, mit mehr Contenance zu agieren, sind es mit Blick auf die Gesellschaft Medien und Personen des öffentlichen Lebens. Sie müssen verantwortlich mit ihrem Einfluss umgehen; sie müssen Contenance ausüben und vorleben.

Wer würde ernsthaft bezweifeln, dass unsere Gesellschaft vor großen Herausforderungen steht? Gewiss gibt es allen Grund zur Sorge, und gewiss ist es notwendig, öffentlich eine klare Position zu beziehen. Was uns bei der Gestaltung der Zukunft aber sicher nicht hilft, ist, wenn wir uns durch sich gegenseitig aufschaukelnde, emotionale Nachrichten gewählter und nicht gewählter Repräsentanten in Panik versetzen lassen. Genau das führt weiter in den Teufelskreis des Sich-bedroht-Fühlens und pauschalen Angreifens. Wir alle haben eine beson-

dere Verantwortung, Einfluss zu nehmen und gegebenenfalls gegenzusteuern, wenn die Spirale der Eskalation sich immer weiter dreht. Das gilt für Politiker, die im Rampenlicht stehen; für jene, die das Glück medialer Aufmerksamkeit haben, weil sie Medien gestalten oder prominent für sie schreiben; für alle, die in den sozialen Medien Reichweite und Einfluss erlangt haben und damit die Möglichkeit, die Welt mitzugestalten; und ebenso für die Vertreter von Institutionen, auch der Universitäten.

Die Macht, die diese Menschen dank der ihnen zuteilwerdenden öffentlichen Aufmerksamkeit in der Gesellschaft genießen, geht mit der Pflicht einher, sich nicht als Sklaven den Geschäftsmodellen großer Unternehmen zu fügen, sondern Vorbild zu sein – ein Vorbild an Contenance. Und mit ihr kommt die Aufforderung, aktive Gestalter zu werden, indem man die Gefühle, die man angesichts bedrohlicher Entwicklungen hat, nicht ungefiltert in die Medien pumpt, um noch mehr Aufmerksamkeit und Klicks zu generieren, sondern sie in sich hält und nach außen Halt gibt. Wir können unseren Kindern in der Schule und zuhause noch so viel Medienkompetenz beibringen, wir können noch so harte Strafen für Hass und Beleidigungen fordern und noch so ausgefeilte Manuale oder digitale Chartas entwerfen: Wenn die, die am meisten von den digitalen Aufmerksamkeitsmaschinen profitieren, keine Vorbilder sind, werden unsere Rufe ungehört verhallen und unsere Regelwerke nur Widerstand hervorrufen.

Besonders sollten diejenigen mit dem größten Einfluss ihre eigene Kritik ernst nehmen. Fast alle Online-Portale deutscher Zeitungen, die sich öffentlich gegen den Hass in den sozialen Medien richten, haben heute auf ihrer Seite eine Liste mit den meistgelesenen und meistgeteilten Artikeln. Auch wenn diese Hitparaden der medialen Aufmerksamkeit nicht immer ganz prominent auf der Website zu finden sind und die Bedeutung der Klicks mitunter abgestritten wird: Sogar bei den großen und seriösen Nachrichtenportalen außerhalb des Axel-Sprin-

ger-Imperiums werden Klickzahlen zur Beurteilung des Erfolgs von Autoren und ihren Artikeln herangezogen. Das beeinflusst die Auswahl der Themen und der Überschriften und befördert die Aufgeregtheit und Zuspitzung der Sprache. Damit folgen seriöse Medienhäuser in der digitalen Welt mittlerweile genau den Prinzipien, für die sie Unternehmen wie Facebook kritisieren.

Oft scheint dieses Verhalten den Beteiligten schlicht alternativlos. Dies betrifft Politiker, die durch Bekanntheit ihren politischen Einfluss und die Aussicht auf ein gut dotiertes Mandat steigern können; Zeitungsmacher, deren Werbeeinnahmen von der Anzahl der Besucher ihrer Website abhängen; öffentliche Intellektuelle, die durch mediale Aufmerksamkeit ihre Chance auf einen gut bezahlten Vortrag erhöhen; und Universitätsmitarbeiter wie mich, deren Forschungsförderung vom öffentlichen Interesse am jeweiligen Thema und der persönlichen medialen Präsenz abhängig ist. Mediale Aufmerksamkeit kann entscheidend sein für die ganz persönliche Lebensqualität, deshalb ist es so schwer, mit diesem Prinzip zu brechen. Auch dies ist ein Beispiel für die unzureichende Funktion des rationalen Verstandes: Die meisten, die auf diese Weise Teil des Systems sind, erkennen diese Mechanismen, warnen vor den Gefahren – und machen trotzdem weiter mit und treiben so die Spirale der Emotionalisierung weiter voran.

Was passiert, wenn diese Spirale nicht unterbrochen wird, zeichnet sich schon jetzt in Teilen der Gesellschaft ab. Es mutet wie ein riesiges Augmented-Reality-Experiment an: Die meisten Orte, an denen wir uns bewegen, sind sicherer denn je. Aber aufgrund der Flut negativer Informationen und intensiver Bewertungen im digitalen Raum – sowie der damit verbundenen Zunahme an Dynamik und Aggression in der alltäglichen Kommunikation – werden sie als immer bedrohlicher erlebt. Jeder, der nicht einhält, sondern weitere Emotionen in das System der digitalen Kommunikation pumpt, trägt dazu bei, dass unsere

Wahrnehmung von der Realität weiter verzerrt wird. Das führt dazu, dass sich einige Deutsche so verhalten, als befänden sie sich in einem Zustand akuter Bedrohung, obwohl sie Einwohner eines reichen Landes mit einem ausgezeichneten medizinischen Versorgungssystem, einem guten Bildungssystem, einer hohen Lebenserwartung und einem relativ geringen Grad an Korruption sind.

Dieser Zustand wird neben der Kommunikation im Internet auch durch die globale Entfesselung der Marktwirtschaft und durch eine Zunahme der sozialen Ungerechtigkeit befördert. In den sozialen Medien lassen sich die Auswirkungen gut beobachten: Immer mehr Menschen verschieben dort ihr Verhalten auf der Achse zwischen den beiden oben beschriebenen Mustern in Richtung Gefahr-Modus: Sie reagieren schneller und undifferenzierter, unterscheiden stärker zwischen »uns« und »den anderen«, fühlen sich ungerecht behandelt. Und all das ungeachtet der Sicherheit, die uns im Alltag umgibt. Weil sich alle immer mehr bedroht fühlen, verstärkt sich das Verhaltensmuster permanent. Wenn wir diesen Teufelskreis durchbrechen wollen, dann sollten wir mit dem Finger nicht auf andere, sondern auf uns selbst zeigen. Das heißt nicht, dass wir betulich und pseudo-verständnisvoll auf offensichtliches Unrecht reagieren müssen. Gruppen suchen sich autoritäre Führer, wenn die Mitglieder das Zusammenleben als regellos erleben. Deshalb besteht – um es mit Karl Popper auszudrücken – der erste Schritt zu besseren Umgangsformen und mehr Toleranz in den sozialen Medien nicht in mehr Nachgiebigkeit, sondern in der radikalen und un-nachgiebigen Bekämpfung von Intoleranz.

Das ist nur leider oft leichter gesagt als getan, wenn viele Menschen Angst haben und verunsichert sind. Sie haben Angst vor der Aggressivität der Extremisten, aber auch Angst um die eigene berufliche Existenz. Sie haben Angst, in dieser immer weiter fragmentierten Gesellschaft den sozialen Halt zu verlieren, und Wut auf diejenigen, die ganz anders sind und mit ihrer An-

dersartigkeit plötzlich nahe an sie herankommen. Vor Jahren führten die ihre Gespräche noch am Tisch einer weit entfernten Kneipe, die man nie betreten hätte, so dass man sich ihre unsinnigen Ansichten nie anhören musste. Auf einmal ist man in den sozialen Medien mit ihnen verknüpft, werden ihre Kommentare Tag für Tag über die Timeline in das eigene Leben gespült, in die privatesten Ecken des Bewusstseins. Da ist es oft gar nicht unbedingt die Andersartigkeit, die wütend macht, sondern die unverhoffte Nähe.

Aus psychiatrischer Sicht sind Angst und Wut nicht per se negative Gefühle, wenn es darum geht, aktuelle Probleme anzugehen. Angst kann vor Gefahren warnen und dazu bewegen, notwendige Vorkehrungen zu treffen. Wut kann antreiben, trotz Angst für Veränderungen zu kämpfen, zum Beispiel, weil man die Ungerechtigkeit eines repressiven Systems nicht ertragen kann. Wut kann auch helfen, wieder Abstand zu gewinnen zu der Welt, die man zu nah an sich heran, zu tief in das eigene Leben gelassen hat – so dass man nicht abends um zehn noch das Gefühl hat, auf den beleidigenden Kommentar eines Unbekannten reagieren zu müssen, der für das eigene Leben eine viel geringere Bedeutung hat als die netten Nachbarn auf der Terrasse nebenan, als die Freunde, der Partner oder die Partnerin. Das Problem liegt darin, dass die Dynamik, die die fortwährende Emotionalisierung angenommen hat, eine positive Bewegung aufeinander zu und hin zu etwas Neuem verhindert. Weil es so schwer ist, aus der Angst und der Wut – und oft auch der daraus resultierenden Ratlosigkeit und Verzweiflung – herauszufinden. Distanz zu gewinnen zu den Emotionen und die Fähigkeit sie auszuhalten.

Die Verantwortung dafür wird durch den ständigen Ruf nach mehr Rationalität dem Individuum aufgebürdet, das damit überfordert ist. Hinausgeworfen aus den schützenden Filterblasen der lokal verorteten und in überschaubare soziale Alltagsinteraktionen eingebetteten Identität der Internetvorzeit tau-

melt es durch eine flüchtige neue Welt, der es allein nicht Herr wird. Ohne Zweifel braucht es in dieser Welt eine neue Geisteshaltung, die sich dem Neuen, Fremden, Unbekannten gegenüber offen zeigt, ohne auf Emotionalität zu verzichten; aus der heraus das Gesehene und die dabei entstehenden Gefühle mit Interesse beobachtet werden, bevor eine Reaktion erfolgt; die dadurch Menschen wieder zu autonomen Wesen macht, die aus einer inneren Distanz heraus handeln – anstelle von Marionetten der kommerziellen Interessen großer Konzerne, die die Bedeutung von Themen und Debatten in Klickzahlen und werbewirtschaftlicher Vermarktbarkeit messen.

Aber um in einer ständig sich wandelnden, global vernetzten Welt diese Haltung einnehmen zu können, braucht das Individuum den Halt der Gemeinschaft, in deren Kultur sie verankert sein muss. Kern dieser Geisteshaltung ist nicht die Forderung nach Gefühlskontrolle, sondern im Gegenteil: eine lustvolle Neugier. Sie ist das Gegengift zu den von der Moderne verursachten Leiden, die durch den permanenten Verlust von Gewissheiten und der Überforderung durch immer neue Möglichkeiten entstehen. Sie verschafft Zugang zu ihren Verheißungen. Sie ist in jedem von uns angelegt und hat schon zu Zeiten, in denen die evolutionär erlernten Impulse noch sinnvolle Überlebensmechanismen waren, die Menschen vorangetrieben – nicht zu mehr Gewinn, sondern zu mehr Erkenntnis.

Literatur

- Haidt, Jonathan, *The Righteous Mind: Why Good People Are Divided by Politics and Religion*, New York: Vintage 2012.
- Kalbitzer, Jan, »Die gar nicht so verlorene Generation«, in: *Süddeutsche Zeitung* (10. August 2017), S. 11.
- Kalbitzer, Jan et al., »How the Cerebral Serotonin Homeostasis Predicts Environmental Changes: A Model to Explain Seasonal Changes of Brain 5-HTT as Intermediate Phenotype of the 5-HTTLPR«, in: *Psychopharmacology* 230/3 (2013), S. 333-343.